

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

179 (4.8.1915) Unterhaltungs-Beilage

er Dampf...
er Besatzung...
er Besatzung...

gestern in...
ers „Beyer...“
von einem...
s „Young...“
reise sah er...
schiff „West...“
Schiffsboote

„Clintonia“...
fuhren wir...
vorüber, als...
den. Mir...
Hier Gra...
Mes. Ein...
schnell die...
wurden...
Ein Lor...
einigen Mi...
nen in den...
eifung ent...
gerettet.

Blatz.

Das Große...
kont verjagte...
Fundenen Ge...
s vorber...
af an der...
fangenen und...
Ausreitungs...

richtete der...
inferer Posten...
wollte, Infa...
r und brachte...
mangriffe auf...
en, wobei er...
auf dem linken...
uer. Auf der

porfschiffes...
rde das eng...
von einem...
te Teil der

Dardanellen...
Wochenblatt...
ngländer an...
10 Mann be...
Die Verluste...
ein Fünftel...
sie nur ein...
er in Fran...
nige Lage. An...
dreimal so

M.

im Krn bis...
Ruhe. Am...
starke ita...
Feind gegen...
am Monte...
wurde der...
n Kampf zu...
Verluste...
im Vorgehen...
überraschend...
Kämpfe stan...
unter starkem

er Feind un...
angriff gegen...
sein Unter...
dieser Front

nach eine un...
Mann starke...
kurzem Ge...

neralstabs...
ntnant.

ur Kennzeich...
täglichen pr...
ion gefallen...
eldete gestern

ten.

anges.
Mgem. Ztg...
von Lazarett...
den Darde...
geteilt wird...
er letzten Zeit...
feindlichen...
rettung und...
ie wir hören

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 4. August

Nummer 179 — 1915

Heimgekehrt.

Sizze von Walter Bernidel.

Im Halbschlag hat der Wehrmann Wehrle die Heimreise aus dem Felde zurückgelegt. Er lehnt in seine Wagenbank, läßt das bärtige Kinn auf die Brust sinken und sucht mit seinen Gedanken die Ursache der schnellen Ueberführung zu ergründen. Da sieht er im Geiste immer wieder seine Kompagnie früh morgens in Gruppenkolonne angetreten, bereit zum Einrücken in die Frontstellungen. In der Ferne dröhnen dumpf die schweren Geschütze, wie schon oft, einen ersten Tag anfündigend, als plötzlich, wie ein Blitz aus dem Himmel von der Front eine Stimme in den vordersten Zug hineinruft: „Wehrmann Wehrle!“ — „Hier“ hallt es aus der Kolonne zurück und spornstreichs springt der Gerufene vor die Front und pflanzt sich in drei Schritten Entfernung vor dem Kompagniefeldwebel auf. — „Müßren! Auf Regimentsbefehl haben Sie sofort die Heimreise anzutreten und sich bei dem Bezirkskommando in... zu melden. Verstanden?“ — „Ja wohl Herr Feldwebel!“

Der Wehrmann Wehrle war kein Angsthase. In den sechs Monaten, die er nun im Felde stand, hat ihn keiner zittern sehen, wenn auch der Wirrgelch oft dicht an ihm vorbeischnitt, — aber nun da die Kompagnie im Halbschlag des kommenden Tages mit abgefehltem Gewehr, fast lautlos, an ihm vorbeizog, überkam ihn ein Zittern so heftig, daß seine Knie klatterten und er sich auf sein Gewehr stützen mußte. Die Kompagnie war längst seinen Augen entschwunden, als er immer noch voll Zweifel den Haß, den ihm der Feldwebel zugestekt hatte, in den Fingern herumdrehte, ihn vorn und hinten beim Scheine seiner alten Taschenlampe besah. Endlich kam er zu dem Entschluß, rundweg den Regimentsbefehl auszuführen — er schaltete sein Gewehr und stapfte der Eisenbahnstation zu.

Als der Zug nach zweitägiger Fahrt in den ihm wohl bekannten Güterbahnhof einlenkte, kam endlich wieder etwas Leben in ihn. Das Bewußtsein der Wirklichkeit kehrte langsam zurück. Die Tatsache nach Hause zu kommen nahm greifbare Form an und verleihte Wehrle in Erregung. Es war schon dunkel geworden, als der Zug anhielt; er raffte sein Gepäck auf und stürmte aus dem Wagen. Da hingen an den hohen Lichtmasten große Glühlichter, um die die Müdenschwärme tanzten. Der Lichtschein glimmte über Hunderten von Güterwagen, die vom Dampf der rangierenden Maschinen leicht umhüllt, sich dahinschoben, polternd und ächzend unter der schweren Last. Das Schreien der Maschinen, das Weisen und Rufen der Rangierer rief in Wehrle eine Fülle von Erinnerungen wach. Hier war ja seine frühere Arbeitsstätte, wo er jahrelang zügel rangiert und Wagen abgebrems, über harten Dienst und lange Arbeitszeit geklagt und sich oft, wenn die Wagen des Alltagsgeschäfts hochgingen, weit weggewünscht hatte — und nun wo er vom Felde kam und den alten Betrieb so überblickte, wurde es ihm ganz warm ums Herz. Das mühte eine Lust sein, schloß es ihm durch den Kopf, so drauf los arbeiten zu dürfen, einmal dahin, einmal dorthin zu rangieren und dann heimzugehen zu — — — Weib und Kind. Da überkam ihn, den starken Mann, wieder jenes dumme Zittern — er nahm sich zusammen und stolperte über die endlosen Gleise dem ihm wohl bekannten Bahnhofsausgang zu.

Beim Hörnerbüschchen machte er Halt. Durch das schmale Fensterchen gewahrte er den alten Hörner Schöninger, auf seinem Stuhle eingedickt, Pfeife und Zeitung vor sich liegend. Bei dem Gedanken, daß dieser Mann sicherlich über den Zweck seiner plötzlichen Heimreise Auskunft geben könnte, daß er nur an das Fenster zu klopfen und seinen Namen zu nennen brauchte — stritten sich in seinem Innern Sorge und Angst mit der Freude dieser Entdeckung. Was war es doch, was im letzten Feldpostbrief seiner Frau stand? Sie würde demnächst niederkommen. So hieß es dort — — — und nun schon ihm eine Blutwelle zum Kopf und raute ihm fast die Sinne. Er greift sich an die Schläfen: „Das wäre ja fürchterlich!“ — Je mehr er sich besann, um so mehr glaubte er sich nun über den Zweck seiner Heimreise klar zu sein: Sie war niedergekommen — — — war unglücklich niedergekommen — — — vielleicht schon tot... und deshalb hatte man ihn heimgerufen. Er schloß. Neben ihm rollten die Güterwagen — er brauchte bloß einige Schritte zu machen — dann hatte ja alles Ende. So dachte er einen Augenblick. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirne. Da klopfte er einen Entschluß und bog sich nach dem Hörnerfenster — klopfte leise — einmal — zweimal —

Dort drinnen auf dem Stuhle regte sich etwas. Ein schläfriger Kopf mit einem Barte schob sich zum Fenster, starrte unwillig nach dem nächtlichen Hörenfried und eine Hand zog das Schiebefenster ein wenig auf. Wehrles Kehle war wie zugeschnürt. Der Hörner mochte drinnen den müden Soldaten mit dem verzerrten Gesichtsausdruck nicht erkannt haben, denn er starrte ihn immer noch mit derselben finsternen Miene an. Endlich stieß dieser ein Wort heraus... Wehr... le. Da sprang der Alte so schnell es ihm seine Beine erlaubten nach der Türe, die nach außen führte und kam auf Wehrle zu: „Mensch, Hannes“, rief er, „Du bist wahrhaftig?“ — „Wehrle stand immer noch ganz verstockt. „Ja warum starrst Du mich so fürchterlich an? Bist Du toll geworden von der Schießerei dort drüben? Führ der Hörner weiter. „Komm mal herein in meine Stube!“... „Meine Frau...“ — trotz es da dem Wehrle durch die Zähne. Seine gewaltigen Brustke unflammerten wie eiserne Janggen den Arm des Mannes. „Meine Frau“ keuchte er. Der Alte entwand sich mit Mühe den barten Griffen des Soldaten. „Deine Frau hat seit 14 Tagen einen Bubens.“

Sie erwartet Dich schon einige Tage, denn wir haben ihr mitgeteilt, daß Du heimkommst, weil es auf unserm Bahnhof an Arbeitskräften fehlt. Du, Hannes, sollst den Betrieb herausziehen...“

Im Sturmschritt eilt da einer die Häuser entlang zur nächsten Stunde. Die Leute auf der Straße bleiben stehen, er aber sieht und hört nichts. „Geda, Soldat, langsam!“ so und anders ruft ihm nach. Aber der Wehrmann Wehrle läßt sich nicht aufhalten, er kennt jetzt keine Mühsicht.

Jetzt wirft er einen Blick an einem Hause hinauf — — — es brennt noch Licht oben. Er drückt auf den Klingelknopf, als wollte er das ganze Gebäude umdrehen. Oben öffnet sich ein Fenster. — „Marie“... „ich bins der Hannes“... Ein Schrei... es stürmt etwas die Treppe herab auf Sturmesflügel... Schlüssel klirren... „Mein Hannes“... „Meine Marie“ so schluchzt.

Aus Feldpostbriefen.

Bei den russischen Juden. Von einem Solinger Landsturmann lesen wir folgenden Brief: Lieber Freund! Wie ich Dir bereits auf einer Karte mitgeteilt habe, habe ich die Senne am 1. April um 3 Uhr nachmittags verlassen. Gestern (also am 4.) fand wir nun hier in Suwalki um 8 Uhr morgens angekommen. Die Fahrt selbst war, wie leicht erklärlich, mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Als wir hier in Suwalki eintrafen, mußten wir, da unser Transportführer den Weg zu unserem Bestimmungsort nicht kannte, erst einen Spaziergang in die ganze Stadt machen. Endlich, gegen 11 Uhr, war die Einteilung in die einzelnen Kompagnien beendet. Ich bin der zweiten Kompagnie zugewiesen, die in einer russischen Reiterkaserne untergebracht ist. Das Leben in diesem Lager läßt sich mit wenigen Worten gar nicht schildern. In dieser Kaserne ist nämlich kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl; denn alles, was einstmals vorhanden war, haben die Russen, als sie Suwalki zurückeroberten, mitgenommen. Diesen Brief schreibe ich auf einer Kiste, die sich die alte Mannschafft unserer Kompagnie besorgt hat. Die Nachtruhe muß auf einem Strohlager gesucht werden, auf dem auch die Nachschichten eingunehmen sind, wenn man dies nicht stehend (freihändig!) tun will. Waschen wird hier zum unbekanntem Begriffe, wenn wie Solinger nicht dazu übergehen, uns Eimer und Waschbecken zu kaufen. Was übrigens den Dreck hier anlangt, so kannst Du Dir über die Tiefe und den Umfang des Schmutzes gewiß keine Vorstellung machen. Ich habe mir den russischen Dreck gewiß nicht klein gedacht, daß er aber so haarträubend groß sein konnte, hätte ich nie erwartet. Trotzdem die Lagerverwaltung schon alles getan hat, indem sie die gefangenen Russen vor ihren eigenen Dreiwagen spannte, bleibt doch noch unendlich viel zu wünschen übrig. Und wie bei uns im Kasernehof, so sieht es auch in der Stadt selbst aus. Heute ist der Marktplatz geäubert worden, auf dem der Dreck über einen halben Meter hoch an einzelnen Stellen lag. Du kannst Dir lebhaft denken, daß das Anfrühren solcher Misthaufen viel Gestank verbreitet. Die Stadt ist zum größten Teil von Juden bevölkert, die alle etwas Deutsch sprechen und sich freuen, einzuwillen mit den Russen nichts mehr zu tun haben zu müssen. Die Männer sind teils charakteristische Typen des Judentums, die sich die Rasenreinheit vollständig bewahrt haben, anderenteils findet man aber auch ganz moderne Europäer unter ihnen. Unter der weiblichen jüdischen Bevölkerung findet man wirkliche Schönheiten. Ich sah gestern Mädchen und junge Frauen mit sehr schönen Gesichtszügen und einem Teint wie Milch und Blut. Daß die Kleidung dieser Frauen hochmodern ist, ist selbstverständlich. Die Bildungsbefreiungen der hiesigen Juden scheinen mir sehr lebhaft und erfolgreich zu sein, denn auf Befragen konnte mir gestern ein fünfzigjähriges Mädchen über alle Größen der Weltliteratur Auskunft geben! Hierüber war ich natürlich außerordentlich überrascht. Die Tätigkeit der Juden liegt auf dem Gebiete des Handels. Augenblicklich sind allerdings nur wenig Handelsobjekte vorhanden, da die Einkaufsquellen verstockt sind. Was wir hier kaufen können, ist höchstens Tee, Kaffee und Limonade. Für alle Lebensmittel sind von der deutschen Kommandantur Höchstpreise festgesetzt, die an den Straßengängen durch gedruckte Anschläge kundgemacht sind. Bei Gelegenheit will ich solche Anschläge einschicken.

Demisches.

* Drei Schwarzwaldbildchen. Von einem Mitarbeiter wird der „Frank. Ztg.“ geschrieben: Bei Gelegenheit eines Ausflugs in das Mendtal bot sich mir am Sonntag auf dem Bahnhof Appenweiler das Schauspiel, das mancher je auch schon anderswo erlebt haben wird, daß auf einem Gleis ein Zug hielt mit französischen Flüchtlingen, die von der deutschen Regierung aus dem gefährlichen Kriegsgebiet heraus gerettet worden sind, um in eine lebensfähigere Gegend befördert zu werden. Ungezählig wird mich das Bild dieser Menschen sein, die aus einer Todesstunde heraus in ein fremdes Land kamen, das sich ihnen keineswegs derart feindlich zeigte, wie es ihnen dabei der Daz und die Ungeheuerlichkeit ihrer Regierung und Presse verübelt haben mochten. Hier sahen sie einen Geist der Ruhe, Ordnung und, ohne daß dazu irgendwelche völkerrechtliche Verpflichtung besteht, eine Bestimmung menschlicher Fürsorge, die himmelweit abhakt von dem halbmaßstäbigen Wüten wider das eigene Fleisch, das bei ihnen dabei im Schwunge ist. Bald darauf brachte mich der Zug in das hübsche Städtchen Oppenau. Der Zufall ließ mich in eines jener behaglichen Gasthäuser gelangen, die mit einer Wärderei verbunden, dem Gast Nahrung und Erfrischung sozusagen aus erster Hand darbieten. Zu meinem Erstaunen fand ich die geräumige Gaststube trotz der frühen Morgenstunde (8 1/2 Uhr) bereits nahezu vollständig gefüllt. Auf meine an die Wirtin gerichtete Frage, woher denn schon all die Besucher kämen, ward mir die Antwort, daß das Leute aus der näheren und weiteren Umgebung, von den Zinnen und Gebirgen seien, die in Oppenau Sonntags die Frühmesse und das Hochamt besuchten und während der beiden Gottesdienste sich eine Labung gönnten. Wahrlich, da sahen die biederen Gestalten aus den stillen Tälern und den lustigen Höhen, die Männer mit den manchmal so Augen Maßherrengefrichtern, die Frauen mit den Zügen voll Genüß, Treue und Geselligkeit, alle aber mit dem Ausdruck der Zuerst, daß unser teures Vaterland trotz all der schweren Opfer, die gebracht werden müssen, unversehrt aus dem furchtbaren Weltkrieg hervorgehen werde. — Wenig später schritt ich zum Tor des Städtchens hinaus. Da bot sich mir ein anderes Bild: Ein Trupp französischer Gefangener, die von bärtigen Landsturmmännern geführt wurden.

Einer der Umstehenden, die die Fremden ohne lästige Neugier an sich vorbeiziehen ließen, belehrte mich, daß die Gefangenen in Vierbach mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt seien und Sonntags zur Kirche geführt würden. Die Fremden, Alpenjäger und Rothojen, waren sauber gekleidet, von guter Haltung, frisch und wohlgenährt aussehend; sie schienen durchaus nicht dazu verurteilt, „Ameise“ zu essen, wie neulich einer der aus dem Elsaß nach Frankreich verschleppten deutschen „Geiseln“ von seinen Peinigern erfuhr, als er um etwas bessere Beköstigung bat und darauf hören mußte, daß das nicht angehe, da die französischen Gefangenen in Deutschland Ameise als Nahrung bekämen. Als ich das hörte, hätte ich Boineare und Delcasse gleich mir als Zuhauer des Oppenauer Bildes gemünst oder besser noch: als Teilnehmer jenes Zuges. Vielleicht wären sie dann aus dem von ihnen selbst erzeugten Pfaffennebel heraus wieder einmal zu einfachen, wahrheitsliebenden und menschlichen Menschen geworden!

* Das Abendessen. Mit großem Appetit hatten sie ihr Abendbrot verzehrt, der Vater, die Mutter und die drei Kinder von 6 bis 12 Jahren. Das Haupt der Familie hatte — ausnahmsweise — Margarinebrot mit Butter bekommen, Frau und Sprößlinge Kartoffeln mit Heringen. Gegen den Durs stand eine große Kanne Kaffee zur Verfügung.

„Na, seid ihr satt, Gesellschaft?“ fragte der Papa gutgelaunt. „Ne, Vater“, klang es wie aus einem Munde zurück, „eine große, große Butterstulle würden wir noch essen.“

„Ich werde euch!“ meinte die Frau erschrocken ab, die Brotstulle wird so kaum ausreichen.“

„Ja, denn kann ich euch nicht helfen, Mutter muß das besser wissen. Es gibt also nichts mehr.“

Und um die Gedanken der Kinder von der Magenfrage abzulenkten, schlug der Vater den zwei älteren Kindern vor, einmal auszurechnen, was das Abendessen gelostet hatte.

„Also drei Pfund Kartoffeln, jedes 6 1/2 Pfennig macht?“

„19 1/2 Pfennig!“

„Das stimmt nicht!“ fiel die Mutter ein, „denn ihr müßt vier Pfund rechnen, weil ein Viertel der Kartoffeln nicht mehr zu brauchen ist. Wenn ich nur nicht mehr in den Keller müßte.“

Sechs Mark fünfzig Pfennig haben wir für die Körnchen, tausenden Dinger bezahlt und jetzt bieten die Bauern Kartoffeln hellenweise für eine Mark, sogar für achtzig Pfennig an. Unser sauer verdientes Geld uns auf solche Weise abzunehmen.“

Das lamentieren müßt jetzt nichts mehr; also rechnen wir. 26 Pfennig. Zwei Heringe?“

„25 Pfennig.“

„Kaffee?“

„10 Pfennig.“

„Brot mit Butter?“

„15 Pfennig.“

„Die Butter?“

„40 Pfennig.“ sagte die Mutter.

„Wieso 40? Das Städtchen Würst kann doch nicht so viel kosten!“

„Doch! Für das Viertel habe ich 60 Pfennig bezahlt. Ein Drittel habe ich die für das Frühstück aufgehoben, also bleibt bei 40.“

„Ich habe es ausgerechnet, das Abendbrot kostet eine Mark und 16 Pfennig.“

„Also genau doppelt so viel als früher.“ stellte die Mutter fest, „und von deiner Lohnzulage können wir diesmal ein halbes Abendessen bezahlen.“

„Daß alles so teuer ist, daran ist das Krämervolk der Engländer schuld, sagt unser Lehrer.“

Der Vater lachte grimmig und sagte: „Ja wohl, de u t s c h e Engländer!“

Die Mutter aber seufzte. —

Heiteres.

Eine Menagerie der Allierten.

Tiere, wie sie selbst bei Jagden nicht zu finden sind, hat ein amerikanisches Blatt zusammengestellt; es befinden sich da folgende Exemplare:

Der Löwe — dessen Anteil jede Macht des Viererbundes für sich beanspruchte, als sie noch an ihren Sieg glaubte.

Der Bär — den England geschossen hat, als es Deutschland den Krieg erklärte.

Der Hahn — dessen Fell die Allierten zu früh verteilt haben.

Der Hund — auf den die Russen bereits gekommen sind.

Die Katze — für die alle Offensiven des Herrn Joffre waren, sind und sein werden.

Der Hahn — der Amerika im Munitionslorbe der Allierten ist.

Das hohe Pferd — auf dem Churchill so lange gefessen hat, bis er herunterfiel.

Der Kater — der sich schon lange bei den Belgiern gemeldet hat.

Der Floh — den Grey den noch Neutralen ins Ohr setzen möchte.

Das Hühnchen — das Deutschland mit England zu pflücken hat.

Der Hase — dessen Panier die Russen andauernd ergreifen.

Die Wölfe — mit denen die Engländer nun heulen müssen.

Die Laus — die man keinem Russen in den Pelz zu setzen braucht.

Die Grillen — die der König Albert von Belgien jetzt fängt.

Die Schlange — die der Dreibund zu lange am Busen genähert hat.

Der Kukud — zu dem die Deutschen alle neutralen Waffenlieferanten wünschen.

Die Spähen — die den schließlichen Sieg der Deutschen von allen Dächern pfeifen.

Die Tauben — deren Ohren man vergebens Vermunft predigt.

Die Ratten — die das sinkende Schiff verlassen.

Der Geier — der die Kriegsheker holen soll.

Die Kuh — auf deren Haut es nicht geht, was die Allierten alles zusammenfügen.

* Die Verletzung des Hauptmanns. Aus der Allier Kriegszeitung Der Wursche eines Hauptmanns hat der „Gnädigen“ vom Auswärtigen ins Feld in die Hand versprochen, sie sofort Nachricht zu geben, wenn dem Hauptmann etwas zustoßen sollte. Dieser wird nun eines Tages durch einen Schuß durchs Gesicht verwundet. Getreu seinem Versprechen schreibt der Wursche der „Gnädigen“ eine Feldpostkarte, deren Inhalt er bei der etwas schwer in salomäßigem Deutsch auszudrückenden Art der Verletzung folgendermaßen abgefaßt: „Ich teile der Frau Hauptmann hierdurch mit, daß der Hauptmann einen Schuß durch beide Backen erhalten hat. Gesicht unberührt!“